

Bruder Putin

Russlands künftiger Präsident und der Minderwertigkeitskomplex

Als Wladimir Wladimirowitsch Putin jung war, hatte er einmal großes Glück gehabt. In der Lotterie gewann der Jurastudent einen "Saporoschez". Es war das billigste sowjetische Auto, der Volksmund nannte es verächtlich Seifenschale. Die Nomenklatura, künstlerische Elite oder Schwarzmarkthändler wären damals lieber zu Fuß gelaufen, als in so einer Blechkiste auch nur mitzufahren.

Putin aber wuchs in einer "Kommunalka" auf, einer Gemeinschaftswohnung, wo mehrere Familien die Küche, das Bad und die Toilette benutzen. Seine Familie und seine Nachbarn waren stolz auf ihre UdSSR, sie glaubten an die Partei und an die "Staatliche Geld- und Waren-Lotterie". Die meisten Lotterielose waren zwar Nieten, aber Wladimir Putin war ein lebender Beweis dafür, wie sich die Sowjetmacht für ihr Volk sorgte. Seine Kommilitonen erinnern sich noch heute, wie er mit seinem kleinen sowjetischen Glück, der Seifenschale prahlte.

In ihren Miniwohnungen zusammengepfercht und am der Arbeitsplatz der Willkür der Parteibonzen ausgeliefert, klammerten sich die Sowjetmenschen verzweifelt an die Vorstellung, ihr Land sei das beste auf der ganzen Welt. Der Zusammenbruch der UdSSR bedeutete für sie ein schweres psychologisches Trauma. Das Überlegenheitsgefühl, das ihnen seit der Stalinzeit anerkundet war, überstand den Fall des Eisernen Vorhangs nicht; es verwandelte sich in sein Gegenteil. Nicht zufällig beschreibt der Soziologe Jurij Lewada in seinem Buch "Der Homo Sovieticus" die "masochistische Selbstverachtung", an der die russischen Reformverlierer leiden.

Nur ein bisschen Liebe

Sich minderwertig zu fühlen, hat in Russland Tradition. Allen russischen Reformversuchen seit Peter dem Großen fehlte es an gesundem Selbstvertrauen. Zar Peter schnitt seinen Fürsten die traditionellen knielangen Bärte ab. Es war ein Exzess desselben pathologischen Selbsthasses, den auch die späteren Bombenattentate der russischen Nihilisten und die Verschwörungen der Bolschewiki zeigten. Erst Stalin kehrte dieses Paradigma um und stellte auf seine Weise ein nationales Selbstvertrauen her.

Heute fühlt sich Russland - wie so oft in seiner Geschichte - wieder erniedrigt und sehnt sich erneut nach Kompensation. Die Finanzkrise im August 1998 zerstörte die letzte Hoffnung auf einen baldigen Erfolg der Reform. Das nächste nationale Trauma war der Kosovo-Krieg. Bis dahin war der Westen eine Art Vaterfigur: Ein unumstrittenes Vorbild, ein weiser Ratgeber und zugleich ein Beispiel dafür, was auch Russland eines Tages werden könnte. Dieses Idealbild zerplatzte, als die ersten Bomben auf Belgrad fielen.

Als Stalin starb, war Wowa Putin gerade fünf Monate alt. In der Schule musste er schon nicht mehr die Reime über den Großen Führer rezitieren. Aber auch die an deren Stelle getretenen Gedichte über Lenin wurden vor zehn Jahren aus den Schulbüchern gestrichen. Nur im Heimatdorf von Putins Eltern haben sie überlebt, allerdings in einer aktualisierten Form: "Damals, als Putin klein war / und seine Löckchen kraus", lesen dort die Schüler jetzt brav im Chor. Akademiker in Putins Heimatstadt St. Petersburg zeigten einen Moskauer Fernsehsender an, der Putin in einer Puppen-Show als verrückten Arzt darstellte. Die Puppe Putin

behauptete, die letzte Hoffnung seines Krankenhauses zu sein. Solche Verhöhnung lässt sich mit dem entstehenden Persönlichkeitskult Putins in Russland nicht mehr vereinbaren. Doch sie zeigt auch, wie wenig der Kult mit einem Problem fertig wird: mit Putin selbst.

Eine Meinungsumfrage führte kürzlich zu verblüffenden Ergebnissen. Die Teilnehmer wurden gefragt, mit welchen ihrer Familienmitglieder sie die Präsidentschaftskandidaten assoziieren. Als ihren Familienvater nannten die meisten einen Kandidaten, der lediglich mit drei Prozent der Stimmen rechnen kann. Den Favoriten Putin stellt sich die Mehrheit der Wähler als ihren großen Bruder vor, der seine jüngeren Geschwister beaufsichtigt, beschützt und notfalls zurechtweisen kann. Den demokratischen Hauptkandidaten Jawlinskij dagegen sieht man gar nicht als Mitglied der russischen Großfamilie. Ihm wurde die Rolle eines Schullehrers zugewiesen, der die Kinder der Familie mit seinen nicht enden wollenden Belehrungen nervt. Entscheidend für Putins Wähler ist nicht etwa seine Härte, sondern die Tatsache, dass er voll und ganz zur Familie gehört.

Bruder Putin ist nicht Stalin. Weder präsentiert er sich wie ein sowjetischer Führer noch wie ein russischer Zar, eher als Mensch wie du und ich. Und darin liegt das Geheimnis seines Erfolgs. Russland sehnt sich nicht nach einem modernen Zaren, sonst hätte Boris Jelzin nicht gehen müssen. Auch diktatorische Generäle und Populisten wie Schirinowskij werben vergebens um die Gunst der Wähler. Putin ist dagegen genau das, was Russland jetzt braucht: Eine ideale Projektionsfläche für seine Traumata. Denn Putin hat das selbe Problem wie seine Wähler - einen Minderwertigkeitskomplex.

Als er zur Staatssicherheit ging, wollten es seine Kommilitonen zuerst nicht glauben: "Wowa, so weich wie er ist, immer so freundlich, so höflich, und er soll ein KGB-Mann werden?" Der KGB war zu Sowjetzeiten zwar gefürchtet, stand aber zugleich im Ruf, unbestechlich und seiner Aufgabe ergeben zu sein. In diesem Bund der echten Männer wurde aus Wowa Wladimir Wladimirowitsch. Aber irgendein Drang trieb Putin weiter. Während der Perestroika avancierte er zum Stellvertretenden Bürgermeister von St. Petersburg. Als er mit seinem Chef abgewählt wurde, wollte er nicht in den Geheimdienst zurückkehren. In einem Gespräch mit russischen Schriftstellern gestand er, er habe damals einen Posten in der Administration Jelzins nur angenommen, um seine Niederlage in St. Petersburg zu "kompensieren". "Nach zwei Jahren", erklärte er, "hatte ich endlich meine Kompensation. Sofort wurde mir die Arbeit langweilig". Niemand im russischen PEN-Zentrum wagte ihn nach seinem psychischen Antrieb zu fragen. Aber als die Schriftsteller darüber klagten, dass es Wichtigeres geben müsse als Geld, verriet sich Putin selbst: Vielleicht sei es die Liebe, die ihnen fehlt?

Zu Zeiten Gorbatschows war Russland in der Welt durchaus beliebt. Doch seit dem Zusammenbruch der Sowjetunion benimmt sich das Land wie ein hässlicher Halbwüchsiger, der gerade auf die Welt der Erwachsenen losgelassen wurde und immer noch von Minderwertigkeitsgefühlen und dem Drang nach Anerkennung gebeutelnd wird. Über seinen Tschetschenienkrieg redet Wladimir Putin wie ein pubertärer Jugendlicher, der endlich die Sprache reifer Männer sprechen darf. So will der ansonsten so höfliche, fast schüchterne Putin die tschetschenischen "Terroristen in der Latrine kaltmachen". Seine Truppen hätten "den Banditen eine richtig in die Fresse gehauen". Paradoxerweise hofft Putin sogar auf eine Anerkennung durch die Tschetschenen. Sie selber, vermutet er, fänden die Banditen "zum Kotzen", also müssten die Flüchtlinge aus den zerbombten Dörfern sich an den russischen Präsidentschaftswahlen beteiligen.

Seine Anhänger achten ihn nicht bloß wegen seiner Stärke. Die flächendeckenden Bombardements waren während des ersten Kriegs unter Jelzin nicht weniger rücksichtslos. Für seine Anhänger liegt Putins größter Verdienst darin, dass er seine natürliche Schwäche überwunden hat. Seine Wähler wollen so sein, wie sie ihn sehen: hart, unerbittlich, souverän. Und genauso soll Russland werden.

BORIS SCHUMATSKY

FEUILLETON

Samstag, 25. März 2000